



Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. * Nr. 14

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Unter fremden Seuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Baron von Lichtenow hatte in einem müßigen, durch Vergnügungen und noble Passionen ausgefüllten Leben ein fast fürstliches Vermögen bis auf einen kleinen Teil verschwendet. Er hatte sich in noch sehr jugendlichem Alter mit einer sechzehnjährigen Russin aus adligem Geschlecht verheiratet, die zwar kein Vermögen, aber dafür ein heiteres, sorgloses Temperament, wie es dem Baron gerade zukaute, besaß. Diese Vereinigung war für einige Jahre auch glücklich zu nennen gewesen und wäre es vielleicht geblieben, wenn die Baronin nicht die starke Neigung zur Verschwendung, die der Hauptcharakterzug ihres Gatten war, geteilt hätte. So kam es, daß die Lichtenows manufakturmäßig einer Katastrophe entgegengingen, und gerade, als dem Baron Bedenken über seine Lebensweise aufstiegen und er für seine Tochter Alexandra, die sehr schön zu werden versprach, den Rest des Vermögens zusammenraffen wollte, ereilte ihn der Tod.

Das plötzliche Ableben ihres Gatten, das den völligen Zusammenbruch der Verhältnisse zur Folge hatte, traf die Baronin wie ein Blitzstrahl. Sie war genötigt, die dicht an der russischen Grenze gelegenen Güter den drängenden Gläubigern zu überlassen. Nach Ordnung ihrer Lage blieb ihr außer den Familieneinkünften nur ein Vermögen von fünfunddreißigtausend Mark, mit welchem sie sich nach Breslau, wo sie früher häufig gelebt und eine Zeitlang ein Haus besessen hatte, zurückzog.

Alexandra besaß glücklicherweise die nötige Vernunft und Energie, um sich in die total veränderte Lage zu schicken, während die Mutter sich sehr schwer daran fand. Mit der Elastizität der Jugend gewann das junge Mädchen sogar nach und nach Geschmack an dem einfachen Leben und lernte in der harten Schule des Kampfes ums Dasein die Genügsamkeit. Da die Mutter aber den gegebenen Verhältnissen sich nicht anpassen vermochte, währte die beiden Frauen vielleicht schließlich doch ins Elend

geraten, wenn nicht eine hilfreiche Hand sich ihnen entgegen gestreckt hätte.

Zur Zeit ihres Wohlstandes hatte sich Alexandra viel mit der Malerei beschäftigt und in ihrer dürftigen Lage daran gedacht, ob sich dies Talent nicht als Einnahmequelle ausnützen ließe.

Sie hatte während ihres früheren Aufenthaltes in Breslau bei einem jungen Professor Unterricht genommen. Dieser Professor Wagnis besaß einen guten Ruf als Landschaftler, und da er auch ein talentvoller Porträtmaler war, hatte er auch das Bildnis Alexandras gemalt. Bei dieser Gelegenheit war sein Herz für das schöne Modell in lichte Flammen verjert worden, aber er bewahrte seine Neigung als tiefes Geheimnis im Inneren, da er die Überzeugung hegte, daß er an den Besitz der schönen Baronin im Ernst nicht denken dürfe. Und Alexandra, obwohl sie weder stolz noch hochmütig war, hatte von ihrem noch jugendlichen Lehrmeister in der Tat niemals einen tieferen Eindruck erhalten.

Als die junge Dame in ihrer veränderten Lage an die Ausbarmachung ihres Talentcs dachte, erinnerte sie sich ihres früheren Lehrers, und dieser war nicht wenig überrascht, sie eines Tages in sein Atelier eintreten zu sehen. Als die Göttin seiner Träume so plötzlich vor ihn hintrat, glaubte er im ersten Augenblick einer Sinnesl Täuschung zu unterliegen. Aber die Stimme Alexandras riß ihn aus seiner Befangenheit. Sie erzählte ihm von dem Tode ihres Vaters, teilte ihm ihren Plan mit und daß sie zur Ausführung desselben seinen weiteren Unterricht in Anspruch nehmen wolle, den sie ihm, wie sie nicht ohne Verlegenheit hinzufügte, allerdings nicht mehr so lohnen könne, wie es früher geschehen sei.

Rudolf Wagnis drängte eine tiefe Bewegung zurück und begnügte sich damit, ihr seine Teilnahme auszusprechen. Dann sagte er, daß es ihm ein Vergnügen sei, wieder die Lehrstelle bei ihr zu übernehmen, und zwar unter der einzigen Bedingung, daß dabei von einer materiellen Entschädigung nicht die Rede sein dürfe.

Sechs Monate vergingen, während welcher die Schülerin bedeutende Fortschritte machte. Die schüchterne Verehrung, der Eifer, das bereitwillige Entgegenkommen



Neubau der St. Josephskirche in Speyer. (Mit Text.)
 Kunstverlag und Original J. L. Schmid, Speyer.

ihrer Lehrers verfehlten nicht, schließlich das Herz der jungen Baroness für ihn einzunehmen. Dennoch wäre die Sachlage wohl unverändert geblieben, wenn nicht ein besonderes Ereignis eine Entscheidung herbeigeführt hätte.

Alexandra hatte eine Kopie nach einer neapolitanischen Landschaft eines berühmten Meisters, die ihr der Professor zur Verfügung gestellt hatte, angefertigt, und Rudolf Wagnitz versicherte ihr, daß sie vorzüglich gelungen sei. Er schien wirklich sehr zufrieden damit zu sein, denn er erbat sich die Erlaubnis, die Kopie mit nach seiner Wohnung nehmen und sie seinen andern Schülern zeigen zu dürfen. Acht Tage später machte er der jungen Dame die Mitteilung, daß ein ihm bekannter Engländer das Bild zu kaufen wünsche. Alexandra besaß Einsicht genug, sich zu sagen, daß ihre Kopie keineswegs ein Meisterwerk sei, und vermutete, daß der betreffende Sohn Albions kein großer Kunstkenner sein müsse. Aber die dreihundert Mark, die er für das Bild bot, waren eine sehr willkommene Einnahme für sie, und sie beeilte sich, diese Freudenbotschaft ihrer Mutter zu überbringen. Nach Verkauf von einem Monat bestellte der Engländer ein zweites Bild, das er mit vierhundert Mark zu bezahlen versprach. Es sollte, wie der Professor meinte, ein ähnliches Motiv darstellen und gewissermaßen ein Pendant zu dem ersten bilden.

Durch diesen Erfolg außerordentlich ermutigt, machte sich Alexandra mit großem Eifer an die Arbeit. In vierzehn Tagen hatte sie das Bild vollendet und brachte es, da es nur von mäßigem Umfange war, selber dem Professor. Aber dieser war nicht anwesend, so daß sie genötigt war, es dem Bruder deselben, der ihr die Tür öffnete, zu übergeben. Erich Wagnitz war ein geschickter Kupferstecher und besaß, obwohl er selbst nicht malte, ein feines Verständnis für die Malerei und ein vortreffliches Urteil über Gemälde. Er stellte das sorgfältig eingehüllte Bild in eine Ecke und versprach, es seinem Bruder abzuliefern. Ohne weiter Notiz davon zu nehmen, denn der Kupferstecher hatte von der Bestellung des Bildes keine Ahnung, fing er mit dem jungen Mädchen, das ein auf der Staffelei stehendes Bild seines Bruders Rudolf bewunderte, ein Gespräch an, das er mit folgenden Worten schloß:

„Ja, mein Bruder besitzt ein schönes Talent, aber denken Sie sich, gnädiges Fräulein, obwohl er selbst anerkannt Tüchtiges leistet, und die Technik vollkommen beherrscht, fehlt es ihm doch zuweilen an dem zutreffenden künstlerischen Urteil. So fand ich gestern in einem Schranke eine italienische Landschaft, die er für wertvoll erklärte, während es nach meiner Meinung sich lediglich um die Arbeit eines Dilettanten handelt. Hier ist das Bild, überzeugen Sie sich selbst, gnädiges Fräulein“, fügte er, das Gemälde aus dem Schranke nehmend und es Alexandra hinhaltend, hinzu.

Das junge Mädchen erkannte auf den ersten Blick, daß es ihr eigenes Werk war, welches der kunstverständige Bruder so beurteilte. Sie wurde purpurrot, und ehe sie noch antworten konnte, trat Rudolf Wagnitz in das Atelier. Als er die Situation erkannte, wurde er so verlegen, daß er kein Wort zu sagen wußte.

Von tiefer Bewegung ergriffen, mit Tränen in den Augen, erhob sich Alexandra und hielt dem Professor die Hand entgegen.

„Herr Professor, ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder mich gedemütigt fühlen soll. Diese Handlungsweise —“

Sie brach schluchzend ab, und Rudolf Wagnitz tat, was die Weislichkeit dieser Lage einzig lösen konnte: er zog die kleine Hand an sein Herz, an dem gleich darauf auch das junge Mädchen ruhte.

Einige Monate später war Alexandra die Gattin des Professors Wagnitz.

Noch nach Jahren sprach der Professor nur unter großer Bewegung von dieser entscheidenden Stunde seines Lebens. Alexandra hatte ihre Wahl nie zu bereuen. Ihr Gatte umgab sie mit der aufopferndsten Liebe und Sorgfalt, er arbeitete angestrengt, um sie den Luxus, an den sie von Kindheit an gewöhnt war, in ihrer Häuslichkeit nicht entbehren zu lassen. Er nahm auch die Baronin, von welcher sich die adlige Verwandtschaft der „Resalliance“ ihrer Tochter wegen fernhielt, zu sich ins Haus. Aber diese Ehe war nur von kurzer Dauer. Als die kleine Gertrud, das einzige Kind des Wagnitzschen Ehepaares, drei Jahre alt war, starb Frau von Dichtenow, und fünf Jahre später wurde der Professor von einer Blutvergiftung dahingerafft.

Das war ein entsetzlicher Schlag für Alexandra. In voller Lebenskraft stehend, eine echte Künstlernatur, sorglos, heiter angelegt, hatte der Professor nur daran gedacht, seiner Frau das Dasein so angenehm als möglich zu machen, und war darüber nicht dazu gekommen, Ersparnisse zurückzulegen.

Die junge Witwe befand sich also jetzt in denselben Verhältnissen wie vor ihrer Ehe, nur daß sie noch eine Tochter zu erziehen hatte. Erich Wagnitz, der als Holzschnitzer und Kupferstecher in Liegnitz lebte und ebenfalls verheiratet war, suchte seiner Schwägerin mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, aber

Mittel besaß auch er nicht. Zum Glück war Alexandra noch ein Rest von dem kleinen Kapital von ihrer Mutter her verblieben, und sie beschloß, auf den Rat ihres Schwagers hin, nach Liegnitz zu ziehen, um nicht ganz schublos dazustehen und in seiner Nähe zu sein. Als ihr der Lebensunterhalt dort zu teuer wurde, siedelte sie mit ihrer Tochter in ein idyllisch gelegenes Dörfchen bei Liegnitz über, wo sie mit sehr bescheidenen Mitteln auskommen konnte.

Hier in dieser ländlichen Zurückgezogenheit verlebte die kleine Gertrud einen Teil ihrer Kindheit. Der Lehrer und später der Pfarrer des Dorfes unterrichteten sie in den Schulfächern, während die Mutter ihre Ausbildung im Klavierspiel und im Gesang, wozu sie viel Talent besaß, übernahm. Alle Versuche, sie für die Malerei zu gewinnen, scheiterten, Gertrud kam über die Farbenlehre nie hinaus.

Um die Erziehung des jungen Mädchens zu vollenden, schickte Alexandra ihre Tochter nach der Konfirmation drei Jahre nach Breslau in ein Pensionat. Sie brachte damit ein großes Opfer, aber Gertrud sollte dadurch befähigt werden, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben.

2.

In einem Sonntagnachmittag, kurz nach Gertruds Rückkehr aus der Pension, war in dem rebenumkränzten Häuschen, in welchem die Professorin wohnte, eine kleine Gesellschaft um den Kaffeetisch versammelt. Es waren der Pfarrer des Dorfes mit seiner Frau, der Onkel Kupferstecher aus Liegnitz und eine Freundin Gertruds. Man feierte in gemüthlicher Weise die Rückkehr des jungen Mädchens. Als die Gäste sich verabschiedeten, ging Erich Wagnitz, während seine Schwägerin im Hause beschäftigt war, mit seiner Nichte in den Garten.

„Deine Ausbildung ist nun beendet, Gertrud“, sagte er, „und du wirst wissen, daß deine Mutter ein großes Opfer gebracht hat —“

„Ich verstehe, Onkel“, fiel ihm das junge Mädchen ins Wort.

„Ich habe mir längst selber gesagt, daß ich sobald als möglich für mich sorgen muß. Es ist mein sehnlichster Wunsch, der Mutter die Sorge für mich abzunehmen.“

„Es ist mir lieb, mein Kind, daß du so verständig bist. Doch du kennst das Leben nicht. Die Armut ist für feinfühligere Menschen schwer zu ertragen. Aber meine kleine Gertrud wird Mut und Geduld haben, nicht wahr? Was gedenkst du zu tun?“

„Zur Künstlerin habe ich keine Anlage, und vielleicht ist das ganz gut so“, antwortete das junge Mädchen, „denn mit einem nur mäßigen Talent ist es eher ein Glend als ein Glück. Es steht mir nur der Weg als Erzieherin offen.“

„Aber du hast kein abschließendes Examen gemacht.“

„Wenigstens kein staatliches, Onkel. Aber ich habe das Abgangszeugnis vom Pensionat. Die Ausbildung steht der einer geprüften Lehrerin nur wenig nach.“

„Für eine Anstellung an einer Schule aber genügt sie nicht.“

„Leider nein. Aber ich wollte nicht, daß die Mutter mich noch länger erhalten soll.“

„Ich fürchte, daß da ein Fehler gemacht ist. Doch du bist ja auch sehr musikalisch, Gertrud.“

„Keineswegs. Ich spiele etwas Klavier, gerade genügend, um Kindern oder jungen Mädchen darin Unterricht zu erteilen. Das ist alles.“

„Aber du singst auch ausgezeichnet.“

„Meine Leistungen sind auch darin nur mäßig, Onkel. Wenn ich damit hervorträte, würde ich mich lächerlich machen.“

„Wohin willst du gehen?“

„Nach Berlin. Man hat mir in der Pension dazu geraten, weil man meint, daß sich dort am leichtesten Beschäftigung finden läßt.“

Der Kupferstecher schweig nachdenklich, er mußte erst eine Bewegung überwinden, die sein offenes, treuherziges Gesicht verdüsterte. Dann sagte er nach einer Pause:

„Du hast recht, Gertrud. Ich glaube selbst, daß eine große Stadt die meiste Gelegenheit zur Verwertung der Arbeitskraft bietet. Sprich noch nicht davon zu deiner Mutter, denn sie hat sich über deine Rückkehr so gefreut und bedarf der Schonung. Ich will dir einen Vorschlag machen. Erhole dich erst ein paar Monate hier. In der Weihnachtszeit kommt eine Schwester meiner Frau, die in Berlin als Wirtschafterin bei einer Gräfin in Stellung ist, zum Besuch zu uns. Sie reist nach Neujahr wieder dorthin zurück. Wir wollen mit ihr sprechen. Vielleicht kann sie dir behülflich sein, Schülerinnen für Klavierunterricht oder dergleichen zu erhalten. Sie ist eine sehr praktische Frau, und ihr werdet euch gewiß gut verstehen, denn auch du scheinst praktischen Sinnes zu sein. Von der Künstlernatur deines Vaters hast du offenbar nichts geerbt.“

Erich Wagnitz sagte das letztere mit einem unterdrückten Seufzer.

„Es tut mir leid, Onkel, daß ich nicht so geartet bin, wie du es wünschtest“, antwortete Gertrud. „Die Mutter jedoch be-

dauert es nicht. Sie hat mir erzählt, daß der Vater, der sonst die Bescheidenheit und Milde selbst war, manchmal bittere Tränen über ungerechte Urteile vergossen hat."

"Der Weg des Künstlers ist ein Dornenpfad, deine Mutter hat recht, mein Kind", erwiderte Erich Wagnis. "Also warten wir bis zu dem Besuch meiner Schwägerin und weihen die Mutter vorher vorsichtig in unsere Pläne ein."

Darauf gingen beide ins Haus zurück. —

Zu den Weihnachtsfeiertagen stellte der erwartete Besuch sich ein, und da das Urteil Frau Volkmanns in betreff der Erwerbsmöglichkeit in Berlin günstig lautete, so gab Frau Wagnis ihre Zustimmung zu der Übersiedelung ihrer Tochter nach Berlin.

Nach einem letzten schmerzlichen Abschied von Mutter und Onkel bestieg Gertrud am Tage nach Neujahr den Zug in Plegnis und fuhr mit der gesprächigen Frau Volkmann dem unbekanntem Spree-Altten zu. Für den ersten Augenblick fand sie im Hause der Gräfin in der Mosenstraße, bei welcher Frau Volkmann in Stellung war, Unterkunft. Die letztere hatte während ihres Besuches bei Gertruds Mutter erfahren, daß die Gräfin Dobeneck eine Art Kusine der Frau Professor Wagnis war. In der Hoffnung, daß diese Verwandtschaft Gertrud vielleicht in ihrer Lage nützlich sein könne, machte sie der Gräfin davon Mitteilung.

Zwei Tage darauf ließ die Gräfin das junge Mädchen zu sich kommen. Gertrud wurde in einen großen, im Renaissance-Geschmack möblierten Salon geführt, in welchem die hochheiligen, mit wundervoller Holzschnitkarbeit geschmückten Stühle besonders ins Auge fielen. Die schweren Übergardinen und Portieren von violetterm Bläusch dämpften das Tageslicht jedoch derartig, daß sich die Eintretende erst an das Halbdunkel gewöhnen mußte. Dann erkannte sie, halb verborgen hinter einem seidengestickten Leuchenschirm, die Gestalt einer älteren Dame, in einem Lehnstuhl sitzend. Ihre magere Figur verschwand fast in den Falten ihres dunkelbraunen Seidenkleides.

Beim Schein des offenen Kaminofens konnte Gertrud jetzt unterscheiden, daß die Dame feine, regelmäßige Züge besaß, die ehemals schön gewesen sein mochten, aber im Laufe der Jahre einen strengen, kalten Ausdruck angenommen hatten.

"Nehmen Sie Platz, mein Fräulein", sagte die Gräfin, mit lässlicher Handbewegung auf einen der hochheiligen Stühle deutend, "Frau Volkmann hat Sie mir empfohlen. Aber sagen Sie mir zunächst, was Sie in Berlin anfangen wollen, und vor allem, was Sie gelernt haben."

"Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Güte, Frau Gräfin, und für das Interesse, welches Sie einer Unbekannten schenken", antwortete Gertrud bescheiden.

"Für eine ganz Fremde darf ich Sie wohl nicht ansehen. Frau Volkmann behauptet ja, daß eine gewisse Verwandtschaft zwischen uns besteht, Fräulein ... Fräulein ... wie war doch gleich Ihr Name?"

"Wagnis."

"Ja — Wagnis. Ganz recht — ich muß mich natürlich erst besinnen", fügte sie mit starker Geringschätzung hinzu. "Wagnis — ich weiß von einem Better Wagnis nichts."

"Es ist nicht mein Vater, Frau Gräfin, sondern meine Mutter, welche Ihrer Familie verwandt ist. Meine Mutter ist eine geborene Baroness von Lichtenow."

"Ah so, jetzt erinnere ich mich! Ihre Mutter ist also dieses Fräulein von Lichtenow, das seinen Rang aufgab, um einen Mann zu heiraten, einen —"

"Einen Künstler, gnädige Frau."

"Einen Künstler also. Ja, was nennt sich heut nicht alles Künstler! Ihre Lage spricht nicht dafür, daß Ihre Mutter eine gute Wahl getroffen hat. Ich gebe Ihnen den Rat, liebes Kind, nicht an diese unangenehme Geschichte so wenig als möglich zu erinnern und noch weniger auf meine Verwandtschaft mit Ihnen zu pochen. Sie sind nun einmal ein Fräulein Wagnis, und die Dobenecks ..."

"Ich begreife vollkommen den Unterschied, Frau Gräfin. Schon meine Mittellosigkeit —"

"Es handelt sich weniger um Ihre Mittellosigkeit als um die Resalliance Ihrer Mutter", antwortete die Gräfin kalt. "Sie hat es für gut befunden, bei ihrer Heirat nicht nach der Meinung ihrer Verwandten zu fragen, und man vergilt es ihr. Selbstverständlich kann eine Gräfin Dobeneck nicht eine Person als Verwandte anerkennen, die einen einfachen Handwerker, einen Graveur oder dergleichen zum Onkel hat."

"Mein Onkel ist ein hochachtbarer Mann und kein Handwerker, sondern Holzschnitzer und Kupferstecher, Frau Gräfin", erwiderte Gertrud, empört über den unerschämten Hochmut der Gräfin.

"Kupferstecher oder Graveur, auf solche Unterschiede verhehe ich mich nicht", warf die Gräfin verächtlich hin.

"Gnädige Frau," sagte das junge Mädchen, vor Erregung

zitternd vom Stuhle aufstehend, "es wäre eine Schande, wenn ich um den Preis Ihrer Protektion meinen Vater verleugnen und meine Mutter tabeln würde. Um alle Schätze der Welt werde ich das nicht tun. Übrigens gibt es meiner Meinung nach eine Verachtung, die demjenigen, dem sie zuteil wird, Ehre macht, während sie dem Verächter das Gegenteil einbringt."

Während Gertrud den Salon verließ, hörte sie noch hinter sich die Gräfin zu Frau Volkmann sagen:

"Ihre Mamsell Wagnis ist entweder sehr dumm, oder sie ist eine ganz impertinente Person."

"Mein Gott, wie konnten Sie mir der Gräfin in dieser Weise antworten?" sagte nachher Frau Volkmann zu Gertrud. "Sie haben sich damit eine einflussreiche Protektorin verschertzt."

"Das ist möglich. Aber meinen Vater beschimpfen und meinen Onkel, dem ich so viel Dankbarkeit schulde, herabsetzen hören, das konnte ich nicht ruhig hinnehmen."

"Sie hätten sie sollen reden lassen; diese Standesvorurteile sind die fixe Idee dieser Leute. Aber man braucht sie nun einmal und muß deswegen etwas von ihnen einstecken."

"Es mag vorteilhaft sein, sich diese Anschauung anzueignen", antwortete Gertrud, "aber mir dürfte es nie möglich werden. Übrigens würde mir die Gräfin in meinem Fortkommen kaum behilflich gewesen sein, denn unsere Verwandtschaft war ihr offenbar sehr un bequem."

Frau Volkmann schüttelte den Kopf und zuckte bedauernd die Achseln. "Ach, Kind," sagte sie, "Sie haben keine Ahnung, wie schwer es ist, allein und ohne Mittel durch die Welt zu kommen!"

"Ich stelle es mir auch nicht leicht vor, will aber doch nicht den Mut verlieren, da ich meiner Mutter die Sorge für mich abnehmen muß."

"Würden Sie nicht auch Unterricht im Klavierspiel geben können?"

"In den Anfangsgründen wenigstens."

"Dann kann ich Ihnen ein junges Mädchen dafür nachweisen. Sie stammt freilich nicht aus vornehmen Kreisen, und da Sie so stolz sind ..."

"Die Arbeit ist es nicht, die ich scheue oder deren ich mich schäme. Ich suche sie ja gerade und möchte nur meine Selbstachtung nicht dabei aufgeben."

"Nun gut. Der Vater des jungen Mädchens war Besitzer eines Porzellengeschäftes und ist dabei wohlhabend geworden. Ich kenne seine Frau. Sie sprach noch gestern zu mir davon, daß sie eine geeignete Musiklehrerin für ihre Tochter suche. Morgen wollen wir zu Frau Hedder nach der Stralauer Straße gehen."

"Dabei wollen wir uns dann zugleich nach einem kleinen Zimmer für mich umsehen", sagte Gertrud. "Ich kann unmöglich hier länger bleiben."

"Sie haben recht, Kind. Auf morgen also!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Münzen des Vicomte.

Skizze von Adolf Thiele. (Nachdruck verboten.)

Mit einer Miene, auf der der Verdruß deutlich geschrieben war, sah der Vicomte d'Urelles in seinem Studierzimmer. Er sah sich nach allen Seiten um, als könnten ihm die zahlreichen Schränkchen, die an den Wänden und sogar in dem geräumigen Zimmer selbst standen, Antwort geben.

Der Vicomte erhob sich und begann in den Schränkchen die flachen Kächer aufzuziehen, die mit Münzen gefüllt waren, aber all sein Suchen blieb fruchtlos. Es war nicht das erstemal, daß der Vicomte sich an das fatale Geschäft des Suchens machte, schon einigemal hatte er Münzen vermisst. Aber schließlich hatte er sich stets zugestanden, daß eben zu wenig Ordnung in seiner umfangreichen Sammlung herrsche, er hatte es sich daher zur Aufgabe gemacht, die zahlreichen noch durcheinander liegenden Münzen zu ordnen.

Immer wieder hatte er das unbestimmte Gefühl, als seien ihm Münzen, die er besessen, abhanden gekommen. Wer sollte sie denn nun eigentlich wegnehmen? In die Zimmer des Vicomte kam niemand als sein alter Kammerdiener Mathieu. Aber Mathieu stehlen — das war ja lächerlich, Mathieu, der über zwanzig Jahre im Schlosse bedienstet war! Würden die Zimmer gereinigt, so hatte der Vicomte vorher alle Schränke verschlossen, das wußte er genau.

Heute nun fehlte wieder eine Münze, eine altfranzösische Medaille aus der Zeit Heinrichs III.

Es klopfte; Mathieu trat ein und brachte die soeben eingelaufenen Post. Während der Vicomte die Briefe öffnete, warf er einen Blick auf den alten Diener. Sollte dieser so ehrlich ausschauende Mann mit dem rauhen Haar der Täter sein? Schwer zu glauben!

Mit großem Eifer studierte der Vicomte den Brief eines Münzgelehrten, der eine dem eifrigen Sammler gehörige Münze mit den nötigen Kommentaren versehen zurücksandte. Es handelte sich um die Deutung des Münzbildes und anderer Münzzeichen. Der Gelehrte, der in Paris wohnte, hatte die ihm dort zur Verfügung stehenden Handbücher der Wappenkunde zu Hilfe genommen und so eine Deutung der Münze erzielt.

Der Vicomte vertiefte sich mit dem Enthusiasmus des Sammlers in dieses Schreiben und vergaß darüber, daß seine Gattin ihn hatte zu Tisch bitten lassen. Endlich kam sie selbst. Eine sanfte, stille, durch nichts auffallende Frau von sechsundzwanzig Jahren, schlicht und einfach wie eine echte Aristokratin.

„Lieber Victor,“ sagte sie ruhig, „kommst du noch nicht zu Tisch?“

„Gleich, gleich, Hortense!“ erwiderte er höflich und folgte ihr. Bei der Tafel war er dann aufmerksam und galant, aber kaum war der letzte Gang vorüber, als er sich erhob und mit einer Verbeugung und einer Entschuldigung in das Münzkabinett hinübereilte. Hier vertiefte er sich dann wieder in seine Forschungen. Als eifriges Mitglied des Société française de numismatique hatte er immer zu studieren, um in dieser Hilfswissenschaft der Geschichte auf der Höhe zu bleiben.

Freundin, die auf der Eisenbahn in der Nähe des Schlosses vorüberfuhr und einen Abstecker hierher unternahm.

„Bist du denn glücklich?“ fragte die Freundin, nachdem sie ihre eigenen Schicksale gebeichtet hatte.

„Glücklich und nicht glücklich!“ erwiderte Hortense mit ruhiger Stimme, aus der eine leise Klage herauströnte. „Mein Mann ist ein vorzüglicher Mensch, einer von den wenigen, deren Gegenwart schon glücklich macht. Er ist ein vollendeter Kavaliere, er ist kraftvoll, man fühlt, daß man bei ihm Schutz findet, und dabei ist er so zartfühlend, nie läßt er sich einen Verdruß anmerken, er ist stets höflich, zart, galant, er denkt an die kleinen Aufmerksamkeiten.“

„Die wir Frauen so hoch schätzen,“ fiel die Freundin ein, „die wir als verheiratete Frauen aber so oft entbehren müssen. Dein Gatte ist also ein Ehemann nach der Schablone, ein Ehemann, in Hemdärmeln, der sich gehen läßt.“

„Nein, er ist stets wie ein Liebhaber. Und dann sein Charakter, durchaus hieher, ja edel zu nennen.“

„Und so wohlthätig wie du?“ fragte die Freundin.

Die Vicomtesse nickte und fuhr fort: „Und doch fehlt mir eins, um glücklich zu sein: mein Mann ist gleichgültig, fast kalt. Nicht, weil er mir nicht zugetan wäre, aber es tritt etwas zwischen uns —“



Durchsicht des Eifelrafsentunnels bei Schlichtern-Glieden. (Mit Text.)
Phot. Ph. W. Freund.



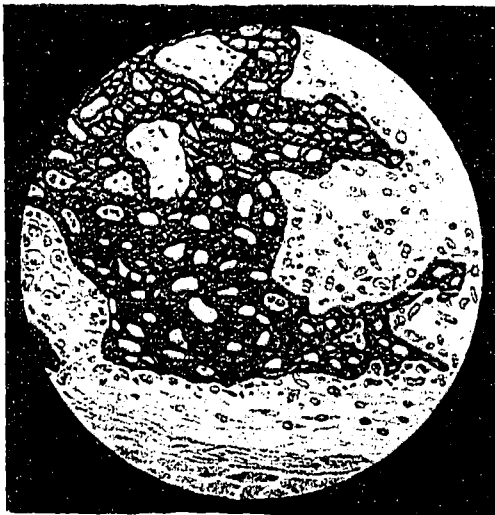
Auf dem Standesamt. Von B. Bantier. Phot.-Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (Mit Text.)

Die Vicomtesse d'Urelles seufzte, als sie ihren Gatten so gleich nach Tische verschwinden sah. Heute hatte sie jedoch einen glücklichen Tag, sie erhielt den überraschenden Besuch ihrer besten

„Du spannst mich?“ fragte die Freundin. „Doch keine andere?“

„O nein,“ erwiderte Hortense mit trübem Lächeln, „wenigstens keine Lebende. Er liebt seine Münzen mehr wie alles andere, er

vergräbt sich in seine Zimmer und sitzt zwischen seinen Schränken, die mit Münzen gefüllt sind."



Mikroskopische Darstellung von Gummieinfab mit einem nach 6 Monaten vollständig mit den umgebenden Muskeln verwachsenen Gummieinfab. (Mit Text.)

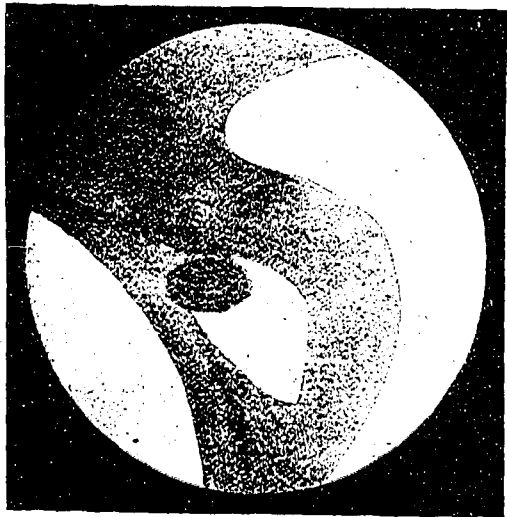
"Und du bist dann oft allein?"
"Leider. Eine Frau kann wohl einsam sein, aber nur nicht verlassen."

"Nun, liebe Hortense," sagte die Freundin warm, indem sie ihre Hand ergriß, "es wird wohl vorübergehen. Hoffe nur! Die Hoffnung ist eine Blume, die dem Boden des Paradieses entrissen wurde."

Die unbehagliche Stimmung des Vicomte wuchs mehr und mehr, immer

vorhang. Nun mochte der Eindringling kommen, sicher doch Mathieu! Oder vielleicht ein anderer Schloßbewohner? Aber dies dürfte doch fast kaum jemand gewagt haben.

Mit Staunen sah der Vicomte durch eine Lücke im Vorhang, daß seine Gattin eintrat. Sie trug eine kleine Blendlaterne in der Hand, ihr sanftes Gesicht drückte Unruhe und inneren Kampf aus. Ohne viel Besinnen öffnete sie einen der Schränke, nahm einige Münzen heraus und barg sie in der Tasche ihres Kleides, dann verließ sie das Zimmer.



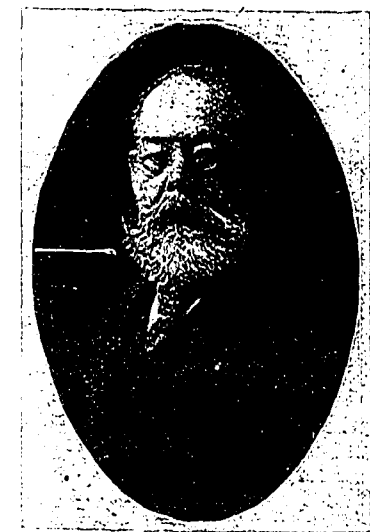
Radiographie eines gutverwachsenen Gummipropfens in einer Scheitel-Schlagader, acht Monate nach der Operation aufgenommen. — Phot. Argus, Mailand.

wieder hatte er das Gefühl, daß eine Anzahl seiner Schätze verschwanden. Er vermisse bestimmte Münzen unter denen, die noch nicht in die Schubfächer eingeräumt waren, und nun suchte er und fand sie nicht — ein fataler Zustand.

Mathieu? Sollte er wirklich der — Dieb sein? Allerdings empfing der alte Diener bisweilen den Besuch eines Keffen; sollte dieser den Verkauf der Münzen vermitteln? Unmöglich ist ja nichts, der Vicomte erinnerte sich, von wenigen Fällen gehört zu haben, wo alte, erprobte Diener sich als langjährig tätige Spießbuben entpuppt hatten.

Eines Morgens entdeckte der Vicomte sogar, daß aus den Kästen der geordneten Münzen einige fehlten, und zwar einige seltene Exemplare aus der Zeit der Karolinger und Merowinger.

Fest hieß es einen Entschluß fassen! Die Münzen waren — diesen Eindruck hatte der Beobachtene — stets am Morgen verschwunden gewesen, also



Graf Koli, hervorragender japanischer Staatsmann. (Mit Text.)

war der Dieb abends eingedrungen. — Heute nun bemerkte der Vicomte zu Mathieu, er sei müde und wolle zeitig schlafen gehen.

Er verabschiedete sich bald nach dem Abendessen in der bei ihm üblichen galanten Weise von seiner Gattin, die sich besorgt um sein Wohlbefinden erkundigte, und suchte sein Schlafgemach auf. Als er hörte, daß alles still war, betrat er jedoch durch einen geheimen Gang sein Studierzimmer und nahm im Dunkeln in einem Fauteuil Platz. — Die Stille der Nacht wurde nur hier und da durch den Glodenschlag der Uhr des Schloßturms unterbrochen.

Der Vicomte sann über allerlei nach, zumeist über seine geliebten Münzen und über Probleme, die sich an einige von ihnen knüpften, auch über einen neuen, in der Gegend gemachten Münzensfund, den er sich gesichert. Hier hatte er einmal die beutellüsteren Pariser geschlagen.

Allmählich wurden seine Gedanken einförmiger und der Schlummer nahte ihm mit leiser Hand. Da — Schritte an der Tür! — Der Vicomte war darauf vorbereitet. Er erhob sich schnell und leise vom Fauteuil und stellte sich hinter einen dicht neben diesem befindlichen Tür-



Prof. David Fieschi, Leiter des städt. Krankenhauses in Bergamo. (Mit Text.)

Der Vicomte war äußerst überrascht, doch verließ ihn keine Energie nicht. Vorsichtig schlich er seiner Gattin nach und sah, wie sie auf den Schloßhof eilte.

Was hatte sie dort am Brunnen zu tun? Die Nacht war nicht ganz dunkel und der Schloßherr sah, wie seine Gattin die Hand über den Brunnen ausstreckte, und im selben Moment hörte er ein leises Plätschern.

Auch diesmal bezwang sich der Vicomte, wie er es in so vielen Lagen des Lebens getan, erst am nächsten Tage sprach er mit Hortense über das nächtliche Ereignis.

Mit Zartheit, und allmählich einleitend, forschte er sie aus.

Hortense, die sonst so ruhige Frau, war sehr beschämt. Indem sie, ganz gegen ihre Art, den Kopf an seiner Brust barg, flüsterte sie: "Du liebst deine Münzen mehr als mich, darum wollte ich sie verschwinden lassen."

"Aber warum hast du mir nie etwas gesagt?" entgegnete er, indem er sie an sich zog.

"Ich schämte mich", erwiderte sie, noch mehr errötend. "Weniger geliebt sein — ach, es ist so schlimm wie gar nicht mehr geliebt sein."

"Nun, beruhige dich, liebe Hortense," sagte nun der Vicomte,



Bierkellereiernte in Schlesien. (Mit Text.)

„ich habe gefehlt. Man soll eine Frau stets neu erwerben, nur stets wahre Liebe soll sie an uns fesseln. Aber meine Münzen — wirst du dich nicht auch für sie interessieren können?“

Fortenise versprach dies zu versuchen, und sie hielt es auch. Die verschwundenen Münzen wurden sämtlich im Brunnen gefunden und der Viconte sah bald seine Sammlung wohlgeordnet, war ihm doch seine Gattin, wenn sie auch in die Tiefen der Numismatik nicht eindrang, eine eifrige Hüterin seiner Schätze, aller seiner Schätze, seiner Münzen und seines Herzens.

Tante Lottes erster Kuchen.

Humoreske von Rosa G. (Nachdruck verb.)

Vier Armechen hielten mich umfangen! Um dem Erstickungstod zu entgehen, mußte ich wohl Ja sagen.

Das brachten meine kleine Nichten doch immer fertig, wenn sie etwas von Tante Lotte wollten; sie wußten es wohl, Tante konnte doch nie Nein sagen. Sie kletterten mir auf den Schoß und baten und schmeichelten, bis ich ihnen den Willen tat.

„Also, ich erzähle es euch, Kinder, aber laßt mich jetzt frei! Meinen schönen Spitzentragen habt ihr ja ganz zerruttelt, ihr kleinen Plagegeister!“

„War dein erster Kuchen so gut wie der, den du am Sonntag machtest, Tante?“ Und vier Augen schauten verlangend nach dem noch vorhandenen Rest des Kuchens auf dem Büffet.

„Weißt du, Tante, so gut wie deine Kuchen gibt es keine!“

„Nicht ganz so gut wie der heutige war mein erster“, antwortete ich trocken und mußte dabei das Lachen unterdrücken. Die gute Mutter — so fing ich an zu erzählen — hatte sonst immer alle Kuchen selbst gemacht, doch an jenem Morgen mußte Mutter in die Stadt fahren, um einen unausschießbaren Krankenbesuch zu machen, und so hatte ich es ihr abgebetelt, mir den Festkuchen anzuvertrauen. Ich hatte ja das Kochbuch vor mir und hatte schon oft zugehoben, wie ihn die Mutter zubereitete. Ich war jetzt ein großes Mädchen und wollte gern zeigen, daß ich auch etwas leisten konnte.

„Mütterchen, du kannst ganz ruhig fortgehen, der Kuchen wird ausgezeichnet, ich versichere dich“, sagte ich der lieben Mutter noch beim Abschied.

Der darauffolgende Tag war nämlich Oster-Sonntag, und die Großeltern und Tanten und Onkel wollten alle zum Kaffee zu uns kommen. Die sollten nun sehen, was für einen guten Kuchen die Lotte ganz allein fertig bringen konnte. Nicht nur mit meinem Kuchen wollte ich die lieben Verwandten zu Ostern überraschen, sondern auch mit einem Gedicht; und während ich die Butter für den Kuchen leicht rührte, diaktete ich von Frühlingspracht und Maienlust, daß es rührend war! Nur noch die letzten Strophen, und das Gedicht war fertig! Auch der Kuchen war bereits fertig; die Rosinen, Mandeln, Eier und Mehl — alles hatte ich zusammengerührt; ich las zur Vorsicht das Rezept noch einmal durch.

Ach! Ich hatte ja die Hauptsache vergessen — ein Pfund gestoßenen Zucker hieß es noch. Es war schon die höchste Zeit, daß der Kuchen in den Ofen kam. Rasch griff ich nach dem Zucker! Da war er ja fertig ausgewogen in dem Marktkorb, den unsere Marie eben heimgebracht hatte. Ich leerte schnell das Paket in die Schüssel und rührte noch tüchtig eine Weile, und dann kam der Kuchen in den Ofen.

Es war Oster-Sonntag. Wir saßen alle um den Kaffeetisch. Alles staunte den großen goldgelben Kuchen an, den die kleine Lotte ganz allein fertiggebracht hatte. Wir glühten die Wangen in freudigem Stolz, als die lieben Verwandten eins nach dem andern mich lobten.

„Auch mit einem kleinen poetischen Erguß möchte Lottchen euch Lieben heute erfreuen!“ sagte der Vater feierlich; „aber das lesen wir nachher, zuerst wünschen wir Guten Appetit allerseits!“

„Ei, ei! das Lottchen macht sich!“ sagte Großmama wohlwollend. „Auch noch den Pegasus besteigen will das Kind!“ meinte Tante Nieschen etwas spitz. „Ich habe in meiner Jugend viel gedichtet! Aber die Welt konnte mich nicht verstehen; sonst wäre gewiß mein Name unsterblich geworden!“ Tante Nieschen seufzte tief.

Großmama tunkte mit Behagen den Kuchen in den Kaffee und nahm einen ordentlichen Bissen. Im nächsten Augenblick aber verfiel sie in ein krampfhaftes Husten, daß ihr das ganze Gesicht blau wurde. Und eines nach dem andern, die Tanten, Onkel, Mutter, Vater und ich husteten und machten die verschiedensten Grimassen. Vater fand zuerst wieder die Stimme.

„Wädel! Was hast du in den Kuchen hineingetan?“

„Maufegist!“ kreischte Tante Nieschen und hob die Arme zum Himmel hinauf.

„Wasser her!“ schrie Onkel Karl, dem die Kehle förmlich brannte!

Da kam es mir auf einmal wie der Blitz in den Sinn — ja, das war es. — Ich slog in die Küche, öffnete das Salzfaß, und richtig — es war mit gestoßenem Zucker gefüllt! Ich hatte in der Eile die Pakete verwechselt, die in dem Marktkorb waren: Marie hatte ja auch ein Pfund Salz mitgebracht. Und mit diesem ganzen Pfund Salz hatte ich meinen Kuchen „versüßt!“

Schambebedt, über und über errötend, kehrte ich zurück und erklärte den Grund der Ungenießbarkeit des Kuchens. Ach, wie sie mich alle auslachten! Tante Nieschen am allermeisten.

„Da ist allein das unselige Gedicht daran schuld!“ gab ich kleinlaut zu. „Ach, ich — ich schäme mich so!“ — Und in Tränen ausbrechend floh ich davon.

Was man von meinem Gedicht dachte, das wußte ich nicht. Während man es den Verwandten vorlas, saß ich in der Laube, ganz unten in unserem Garten, wo mich niemand hören konnte, und weinte zum Herzbrechen.

Einige Wochen später kam Vater einmal nach Hause mit einer Zeitung in der Hand und übergab sie mir; und als ich das Blatt entfaltete, da leuchtete in fettem Druck meinem erstauten Blick entgegen — mein Gedicht, das mir so viel Unglück verursacht hatte.

„Nun soll dir der versalzene Kuchen verziehen werden“, sagte Vater, indem er mir freundlich auf die Schulter klopfte. Mütterchen nahm mich in die Arme und sagte lachend: „Aber wenn du wieder ein Gedicht machst, Lottchen, so dichte nur nicht während du kochst. Morgen aber machst du uns wieder einen Kuchen! Aber diesmal nimm Zucker!“

Das Unwohlsein.

Medizinische Flanderei von Dr. Adolf Stark, Marienbad.

(Nachdruck verboten.)

Während man das Wort „Krankheit“ ziemlich genau abgriff des „Unwohlseins“ definieren kann, ist der Begriff des „Unwohlseins“ ziemlich schwankend. Man bezeichnet mit diesem Namen gleichfalls Störungen des Körpergleichgewichts, welche aber im Gegensatz zur Krankheit weniger wirkliche Veränderungen in der Funktion der Organe umfassen, als viel mehr Beeinträchtigungen jenes Wohlbestehens, welches die ungestörte Gesundheit begleitet. Dabei darf man aber nicht an das Unbehagen denken, welches nervöse Verstimmung oder Launenhaftigkeit oder Ärger oder Aufregung mit sich bringen. All dies wird in der Regel nicht als Unwohlsein bezeichnet. Das Wesentliche gegenüber der Krankheit liegt in dem raschen Abklingen der Symptome oder in der geringen Intensität selbst bei längerer Dauer.

Medizinisch genommen ist das Unwohlsein von der Krankheit kaum unterschieden. Es gibt sehr schwere Krankheiten, die oft nur Stunden dauern, wie zum Beispiel Gallensteinanfalle, und andererseits Leiden, die nur geringe, dem Kranken zum Bewußtsein kommende Gesundheitsstörungen auslösen. Die Fälle wird der Arzt gewiß nicht als Unwohlsein bezeichnen.

Das Unwohlsein ist ärztlich nur wenig studiert, schon aus dem Grunde, weil in den meisten Fällen gar kein Arzt zu Rate gezogen wird, dann aber auch deshalb, weil, wie aus dem Vorstehenden sich ergibt, unter dieser Bezeichnung eine ganze Fülle der verschiedensten und verschiedenartigsten Gesundheitsstörungen zusammengefaßt wird.

In vielen Fällen, vielleicht in den meisten, ist das Unwohlsein eine beginnende Krankheit, die aber vom Körper, dank der zahlreichen natürlichen Hilfsmittel und der angeborenen Widerstandskraft überwunden wird, ehe sie recht zum Ausbruch kommt. Auf diese Weise kann eigentlich jede Krankheit ein Unwohlsein hervorrufen. Bei vielen Epidemien wird der praktische Arzt die Beobachtung machen, daß neben der Zahl der wirklich Erkrankten auch noch eine Häufung von vorübergehenden Unwohlseinsfällen auftritt, welche in der Regel als Infektionen zu deuten sind, die nicht zum Ausbruch kamen. Gar nicht selten ist es, daß Leute, die eine Infektionskrankheit durchmachten und so gegen das betreffende Leiden unempfindlich wurden, bei einer zweiten Epidemie nicht erkrankten, aber doch vorübergehendes Unwohlsein zeigen. Diese Fälle sind deshalb nur schwer in eine bestimmte Krankheitsklasse einzuteilen, weil die Erscheinungen beim Unwohlsein ganz allgemeiner Natur sind und auf kein bestimmtes Leiden hindeuten. Bisweilen kommt es zu Erbrechen, auch heftige Kopfschmerzen sind nicht selten. In den meisten Fällen ist aber außer allgemeinem Unbehagen und einer oft überaus großen Mattigkeit und Benommenheit keinerlei Symptom zu bemerken.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst ein vorübergehendes Unwohlsein längere, ja andauernde Krankheiten zur Folge haben kann. Jeder Praktiker kennt solche Fälle aus eigener Erfahrung. Es kommt vor, daß Leute mit Herz- oder Nierenveränderungen

zum Arzte kommen, die nach der Art ihres Auftretens sich als die Folgen einer akuten Infektion, sei es Scharlach, sei es Diphtherie, bezeichnen lassen. Aber die betreffenden Personen wissen nichts von einer solchen Krankheit. Forscht man schärfer nach, so findet man, daß die Betroffenen zur Zeit einer Epidemie zwar nicht krank waren, aber ein vorübergehendes Unwohlsein hatten, das sie selbst bald wieder vergaßen. Wir müssen zur Erklärung annehmen, daß in diesen Fällen die Krankheitserreger abgetötet wurden, ehe sie den Körper verseuchen konnten, daß aber beim Herausdringen des bereits gebildeten Krankheitsgiftes die Niere ernstlich geschädigt wurde oder am Herzen sich Veränderungen ausbildeten.

Ergibt sich aus diesen, glücklicherweise nur seltenen Fällen, daß das Unwohlsein nicht immer so harmlos ist, als es scheint, und für die besallene Person Folgen nach sich ziehen kann, so gibt es andererseits auch wieder Fälle, wo das Unwohlsein für dritte gefährlich werden kann. Wir können bei obigem Beispiel bleiben. Eine Person, welche, sagen wir Scharlachkeime, mit sich trägt, ohne selbst zu erkranken, kann doch diese Keime auf Dritte übertragen. Wir wissen ja, daß selbst ganz gesunde Personen als Krankheitsüberträger wiederholt nachgewiesen wurden, wie zum Beispiel bei Verbreitung der Cholera.

Nicht immer ist das Unwohlsein die Folge eines Bakterien-einbruchs. Mindestens ebensooft, ja vielleicht noch öfters, ist es auf Störungen im Chemosmus der Verdauung, sei es des Magens, sei es des Darmes, zurückzuführen. Wir wissen, daß unsere Nahrung stets Stoffe enthält, welche giftig sind, das heißt, die Gesundheit stören und den Körper schädigen können. Bei der Verdauung werden diese Nahrungsgifte abgesondert und dann auf dem natürlichen Wege ausgeschieden, bevor sie noch auf den Körper wirken können. Eine Verzögerung der Ausscheidung kann bereits durch Übergang kleinster Mengen dieser Giftstoffe in den Kreislauf vorübergehendes Unwohlsein erzeugen. Das gleiche wird der Fall sein, wenn die normale Verdauungsarbeit gestört ist und allerhand ungewöhnliche abnorme Umsetzungen im Körper stattfinden. Wir wissen, daß verschiedene Speisen, die an und für sich ganz einwandfrei sind und von den meisten Menschen aufstandslos vertragen werden, bei einzelnen Individuen regelmäßig stärkeres oder schwächeres Unwohlsein erzeugen. Dabei handelt es sich durchaus nicht um Einbildung oder um nervöse Zustände. Ich kannte eine Frau, bei der der Genuß von Mandarinen, ja der bloße Geruch Unwohlsein erregte. Einmal wurde ihr der Saft einer solchen Frucht mit Himbeersaft vermischt eingegeben. Sie ahnte nicht, was sie genossen hatte, aber nach wenigen Minuten stellte sich das gewöhnliche Unwohlsein prompt ein. Es handelt sich hier offenbar um eine Idiosynkrasie, für welche wir erst in jüngster Zeit ein gewisses Verständnis gewinnen.

Auch ganz leichte Formen von Vergiftungen verlaufen häufig unter den Erscheinungen des Unwohlseins. Dies gilt ganz besonders für Nahrungsgifte, wie sie in den verdorbenen Nahrungsmitteln auftreten. Auch hier sind Fälle bekannt, daß sich an ein scheinbar leichtes Unwohlsein im weiteren Verlaufe ernstere Folgekrankheiten angeschlossen.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß viele Krankheiten, die sich dem Arzte bei der Untersuchung als schwerwiegende Veränderungen zu erkennen geben, dem Kranken selbst nur als leichtes, vorübergehendes Unwohlsein zum Bewußtsein kommen. Dies gilt vor allem für gewisse Krankheiten der Niere, des Herzens und der Gefäße. Fälle von Nierenverkalkung zum Beispiel rufen oft, wenn sie überhaupt Erscheinungen machen, die dem Kranken zum Bewußtsein kommen, nur ganz vorübergehendes Unbehagen hervor, welches allgemeiner Natur, keinerlei Schluß auf das bestehende Grundleiden zulassen.

In den meisten Fällen allerdings wird die Ursache des Unwohlseins uns verborgen bleiben, schon deshalb, wie ich vorhin erwähnte, weil die kurze Dauer des Leidens eine systematische Beobachtung und Untersuchung überflüssig und unzulässig erscheinen läßt. Im Volke wird vielfach das Unwohlsein auf Veräufungen und Erkältungen zurückgeführt. Es läßt sich schwer entscheiden, inwieweit diese Auffassung den Tatsachen entspricht.

Im allgemeinen läßt sich wohl als Regel aufstellen, daß vorübergehendes Unwohlsein keinerlei ernste Beforgnis erregen muß. Tritt es jedoch häufiger ein, dann allerdings ist der Körper genau zu untersuchen, um festzustellen, ob das scheinbare leichte Unwohlsein nicht die Erscheinungsform eines organischen Grundleidens ist.

Ernstes zu werten sind die Fälle von Unwohlsein bei grassierenden Epidemien. Da wird es immer geraten sein, den Arzt zu befragen, und dem Allgemeinbefinden durch längere Zeit eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, will man sich nicht eine Veräufung zu schulden kommen lassen, die sich manchmal schwer rächt.



Du kannst's nicht sehn . . .

Is du von dieser Erde fortgegangen,
Als man dich bettete zu ew'ger Ruh,
Da war der Himmel düster, grau verhangen,
Schneemassen deckten ringsum alles zu.
Nichts war zu sehn, — kein Grab, kein Kreuz, kein Stein,
Als könnt' es, weil du tot, nicht anders sein.

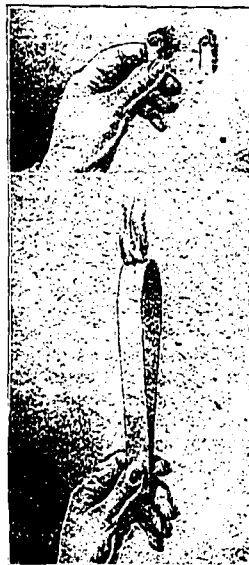
Dann schied der Winter, — Frühling ward es wieder,
Das rege Leben herrscht in der Natur,
Die Vöglein singen ihre trauten Lieder,
Und bunte Blumen blühen in Feld und Flur;
Doch ob die Welt auch noch so wunderschön,
Mich freut es nicht, denn du — du kannst's nicht sehn . . .

Oft pflücktest Blumen du für mich im Leben,
Und gerne nahm ich sie aus deiner Hand,
Nun will ich selbst dir duft'ge Blüten geben,
Die liebend ich zum Strauße für dich hand;
Wiel süße Weichen streu' ich auf dein Grab,
Ach, — zög' ihr Duft doch bis zu dir hinab.

Doch nichts spürst du von Lenzesglück und Wonne,
Siehst nicht die Bäume sehn in schnee'ger Pracht,
Nicht, wie vom blauen Himmelsdom die Sonne
Zur jungen Erde strahlend niederlacht;
Darum, ob auch die Welt so wunderschön,
Mich freut es nicht, denn du wirft's nie mehr sehn . . .

Martha Grundmann, Lommowich.

Zeitvertreib



Der brennende Streifen.

Ein Scherz, der sich aber für Angstliche und Nervöse nicht empfiehlt, sonst aber viel Spaß macht, läßt sich folgendermaßen arrangieren: Ein etwa 3 Zentimeter breiter und zirka 25—30 Zentimeter langer Streifen von starkem Zeichenpapier wird an beiden Enden bis zur Mitte eng zusammengerollt, wie es die Abbildung zeigt. Nun prüft man, ob sich der Streifen, wenn man ihn aufrollt, immer wieder zurückschneidet; dann nimmt man beide Enden zusammen und gibt den Streifen so gebogen einem der Teilnehmer am Spiel in die Hand, mit dem man gewettet hat, daß er nicht imstande sein werde, den Papierstreifen festzuhalten, sobald er brenne. Der Streifen wird alsdann oben an der Biegung angezündet. — Sobald aber diese durchgebrannt ist, schnellen seine beiden Teile durch die Federkraft zurück und kommen entweder brennend oder glimmend in Berührung, so daß dieser schnellstens mit den Fingern des Spielteilnehmers vorzieht, den Streifen fallen zu lassen und die Wette verloren zu geben.

Unsere Bilder

Neubau der St. Josephskirche in Speyer. In der alten Kaiserstadt Speyer geht der Neubau der katholischen St. Josephskirche seiner Vollendung entgegen. Erbaut nach den Plänen des Herrn Professors L. Bede- Mainz, zeigt ihre Architektur moderne gotische Formen aus der Übergangszeit zur Renaissance. Mit vier Türmen flankiert, wovon die zwei hinteren 82 m Höhe besitzen, bildet die neue Kirche eine weitere Zierde der Stadt. Die Einweihung soll in diesem Jahre stattfinden.

Der Durchbruch des Distrikts-tunnels bei Schlüchtern-Flieden. Der 3575 m lange Tunnel ist der zweitgrößte Deutschlands; er durchbricht die Wasserscheide zwischen Main und Weser und stellt eine unmittelbare Verbindung der Stationen Schlüchtern und Flieden auf der Strecke Frankfurt—Berlin her. Das Anlaufen der Station Elm, wo bisher der lästige Wechsel der Zugrichtung erfolgte, fällt daher künftig weg, und der Schnellzugverkehr erfährt eine erhebliche Abkürzung. Aber auch strategisch ist der Tunnel von größter Bedeutung, weil durch ihn die Station Elm, die im Frühjahr 1906 durch unvermutete gefährliche Dammrutsche unliebsam bekannt wurde, auf der Hauptlinie nach Südwestdeutschland ausgeschaltet werden kann. Dem Bau, der im Jahre 1909 begann, stellten sich außerordentliche Schwierigkeiten entgegen; es fanden sich nahe beim Südportal und am Nordportal ausgebreitete Lager tertiären Toncs, der mit wasserführender Braunkohle durchsetzt war. Die Tunnelarbeiten mußten hier mittels Vortriebschilde vorgenommen werden, wie sie in solcher Größe noch nirgends zur Anwendung gekommen sind. Die Arbeiten sind der Bauunternehmung Grün & Büfing in Mannheim übertragen, für die Regierungsbaumeister a. D. Hübler in Schlüchtern den Tunnelbau leitet. Mit dem in diesen Tagen erfolgten Durchbruch des Vortriebschildes in den

Voreinschnitt beim Nordportal erscheint die Inbetriebnahme des Tunnels für den Sommerfahrplan 1914 gesichert, da bereits über 3500 m fertig ausgewölbt sind. Die Gesamtkosten des Tunnels belaufen sich auf rund 9 1/2 Millionen Mark. Unsere Aufnahme zeigt den am Nordende des Tunnels zutage getretenen Druschbild, der mit einem Durchmesser von 11 m den größten Druschbild der Welt darstellt.



Dauertheater.

„Man sieht dich ja nimmer, Josef, wo steckst denn alleweil?“
 „Ja, weilt, ich geh' jetzt zum Theater und spiel' die Hauptrollen in dem neuen Stück: „Der Witt'schitz“. Da muß ich mei' Rollen stückchen studieren!“
 „So, so, aber laß di' mer net dr'wisch'n!“

Dr. Professor David Fieschi gelungen — eine Entdeckung, die für die chirurgische Wissenschaft von größter Tragweite ist. Er fand in dem Gummieinen vollkommenen Ersatz für fleischliche Bestandteile des menschlichen und tierischen Körpers. Ein bestimmt präparierter und selbstverständlich desinfizierter Gummischwamm verwächst vollständig mit der fleischlichen Umgebung, in die er eingelegt wird und erfüllt alle Funktionen, die vordem das Fleisch erfüllte. Seit anderthalb Jahrzehnten hatte sich Professor Fieschi mit diesem zunächst scheinbar unlösbaren Problem beschäftigt. Anfangs war es ihm dann zu tun, einen Ersatz für die innerhalb des menschlichen Körpers den Blutkreislauf vermittelnden Nöhren und Röhren zu finden, also für die Adern und Arterien. Er nahm also zuerst Pfropfungen von Adern und Arterien vor, die auch gelangen. Dann ging er — er war inzwischen Leiter eines Krankenhauses geworden und hatte nun reichlich Gelegenheit zu heilwissenschaftlichen Studien und Versuchen — ans „Verpflanzen“ der inneren Organe. Er nahm die ersten Versuche an Tieren vor, sie waren jedoch trotz achtbarer Resultate für die menschliche Heilkunde praktisch nicht verwendbar. Um dies zu ermöglichen, galt es, zunächst noch eine Substanz zu finden, die sich den natürlichen Dispositionen des Fleisches am besten anpaßt. Er fand sie endlich nach langem Proben und Prüfen im Gummi. Welche Bedeutung diese Entdeckung, die naturgemäß noch der Nachprüfung bedarf, für die Heilkunde besitzt, braucht wohl kaum erst ausgeführt zu werden: nicht nur durch Wunden verloren gegangenes Fleisch läßt sich auf diese Art ersetzen, vor allem auch tuberkulöse Bestandteile könnten nun auf operativem Wege entfernt und durch „Carne nuova“ (Neufleisch) ersetzt werden.

Graf Nosi, hervorragender japanischer Staatsmann, starb in Tokio im Alter von 70 Jahren. Er erlachte frühzeitig den Wert der europäischen Kultur für Japan und erkämpfte die völlerrechtliche Gleichstellung Japans mit den europäischen Großmächten. Dreimal bekleidete er den bedeutungsvollen Posten des japanischen Gesandten in Berlin. Er war auch einer der ersten Japaner, der eine Deutsche, die Baroness v. Rabden, heiratete; seine Tochter Niska vermählte sich ebenfalls mit einem Deutschen, dem Legationssekretär in Tokio, Grafen von Hakfeldt.

Birkensästerne in Schlesien. Die ausgedehnten Birkenwälder Schlesiens bilden nicht nur einen Schmuck der dortigen Gegenden, sondern werden auch industriell ausgebeutet. Die älteren Bäume enthalten im Frühjahr eine große Menge des zuckerreichen Birkenwassers. Die Stämme werden in etwa 1/4 Meter Höhe fünf Zentimeter tief angebohrt. In die Bohrlöcher legt man eine Glasröhre ein, die mit einem Korkeisen versehen ist, der das Loch fest verschließt, die Röhre aber durchläßt. Durch die Glasröhren läuft nun der Saft der Bäume ungefähr zwei bis drei Wochen hindurch in die zu dem Zweck aufgestellten Behälter. Die Bäume selbst leiden darunter nicht.

Aus dem Gerichtssaal. Richter: „Ich zweifle ja nicht, Herr Verteidiger, daß Ihr Klient ehrlich ist, nur macht er sehr wenig Gebrauch davon!“

Not bricht Eisen. In der schwedischen gräflich königsmärtischen Familie war es besonders Graf Otto Wilhelm, der sich als ein Hauptkern in der großen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Ländern einen Namen machte. Sechszwanzig Jahre alt trat er im Jahre 1667 als Gesandter vor Ludwig XIV. von Frankreich auf. Als ihn bei der Anrede, die er an den vornehm-gravitätischen König in schwedischer Sprache hielt, sein Gedächtnis versagte, hatte er die Geistesgegenwart, ohne auch nur einen Augenblick zu stocken oder irgendeine Verlegenheit zu verraten, das schwedische Vaterland und mehrere andere Gebete herzufragen und sich dabei recht oft gegen den aufmerksamen König zu verbeugen. Da kein Mensch am französischen Hofe Schwedisch verstand, merkte niemand den wunderlichen Redetusch, nur das schwedische Gefolge des Gesandten hatte die größte Mühe, das Lachen zu unterdrücken. T.

Gemeinnütziges

Buntfarbige Eier. Man wäscht frische Eier rein, kochet sie mit Speck, belegt sie mit ganzen Blättern von jungem Sauerampfer, Korbell oder Petersilie, Zwiebelschalen und einigen Stückchen Blausatz, wickelt jedes Ei in mit Wasser angefeuchtetes Papier, schnürt Zwirn darum und kocht sie in Wasser mit etwas Alaun, Zwiebelschalen und ein wenig Blausatz dazu.

Gartenarbeit im April. Im Monat April heißt es, im Garten fleißig sein. Der Schnitt aller Bäume und Sträucher muß, soweit es noch angängig, schnell beendet werden. Junge Obstbäume sind von wilden Schösslingen zu befreien. Die Frühjahrsveredelung ist eifrig zu betreiben. Das Steinobst muß vor dem Kernobst veredelt werden. Auch sind in diesem Monat Wurzelveredelungen vorzunehmen. Spalierobst ist jetzt anzubinden. Neu gepflanzte Spalierbäume sind bei Trockenheit morgens und abends zu bewässern, damit die Rinde vor dem Austrocknen geschützt wird. Blatt- und Schildläuse sind zu entfernen. Das geschieht am besten durch Abklopfen und Abklopfen. Zum Abklopfen eignet sich bei Blatt- und Schildläusen Tabakwasser, Soda und Seifenlauge; bei Honigläusen ist eine Mischung von sieben Teilen Spiritus und drei Teilen Wasser anzuwenden. Käfer müssen früh morgens abgeklopft und weggefangen werden. Firnsägen, Aprilkäfer und Feigen tut Schutz vor Sonne, kaltem Wind und Frost. In den Gemüsebeeten müssen jetzt alle Vorarbeiten beendet werden. Die Hauptausfaat aller Gemüse ist zu Ende zu führen. Gurken, Kürbisse und Tomaten sind in Mistbeete zu legen. Alle Mistbeete sind fleißig zu gießen. Steckzwiebeln und Schalotten können ausgepflanzt werden. Das Legen von Frühkartoffeln ist nötig. Auch Gurken sind schon zu legen. Falls sie durch Frost zerstoßen werden, ist Nachlegen notwendig. Auf den Gemüsebeeten, namentlich auf Kohl- und Salatbeeten, stellt sich nicht selten auch die graue Aderflehde ein und beginnt ihr Zerstörungswerk. Es ist daher notwendig, sie abzutreiben. Dazu bedient man sich am besten eines Köbers. Eine aus der Herbstausfaat gewonnene Karotte zieht die Schnecken besonders an und macht somit ihr Gange leicht. Die Schnecken werden von den Enten gern gefressen. Wer diese nicht hat, muß die Schädlinge durch Übergießen mit kochendem Wasser töten. — In den Blumenbeeten ist die Ausfaat ebenfalls zu beenden. Heden sind zu verschneiden, Rosen aufzubinden und ebenfalls zu beschneiden. Rosen, welche durch Frost gelitten, können mit Moos umwickelt werden. Das Moos ist durch Besprengen frisch zu erhalten. Rasen kann noch angelegt werden. Die Sätearbeit nimmt nunmehr im ganzen Garten die meiste Zeit in Anspruch.

Anagramm.

Des Erdengüldes schöner Hort,
 War ich im alten Bunde dort.
 Sobald die Zeichen sind verstellt,
 Nimmst du mich, wie die ganze Welt.
 Julius Fald.

Silberrätsel.

be, be, dor, e, el, en, i, la, li, ma, na, na, ni, ra, si, ta, tha, ven,

Wilde aus den 18 Silben 7 Wörter, welche bezeichnen: 1) Eine Wälschheit, 2) Einen deutschen Strom, 3) Eine italienische Stadt, 4) Ein asiatisches Tier, 5) Einen männlichen Vornamen, 6) Einen weiblichen Vornamen. — Die Anfangsbuchstaben geben den Namen einer europäischen Hauptstadt. Julius Fald.

Logogriff.

Zum Rätseln dient mit N das Wort, Mit M ist's lester deutscher Ort. Mit einem P wird es gesucht, Im wilden Forst, in selb'ger Schlucht. Julius Fald.

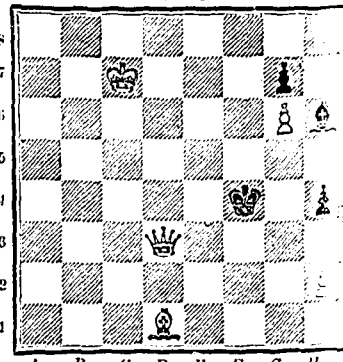
Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Komonismus: Wage. — Des Logogriffs: Fessel, Reffel, Kessel. Des Silberrätsels: Nur ein Hauch des Windes, Und die Rose fällt, Sollt' ein Herz nicht brechen In dem Sturm der Welt?

Problem Nr. 103

Von D. Dehler.
 (Deutsche Schachblätter 1911.)
 Schwarz.



Matt in 2 Zügen.

Allerlei

Rache. Schlussbemerkung in einem Streite zwischen zwei Nachbarn: „Wenn Sie nicht aufhören, mich zu ärgern, werde ich meiner Frau einen neuen Hut kaufen, dann müssen Sie der Ährigen auch einen kaufen.“